

# Gedichtbücher

Autor(en): **Lang, Siegfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 24

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748508>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

langen Leben und Schaffen mannigfache Beweise und Bestätigung. Er war es aber auch selbst, der betonte, dass « ein Bild, in dem ohne besondere Wahl des Gegenstandes oder einer Handlung nur das Wesen und die Farben und das Licht dargestellt sind, schon genug Poesie und Gedanken enthält ». Dies anzumerken, erscheint wichtig, um einer unvollkommenen oder irreführenden Deutung seines Wesens vorzubeugen.

Noch eines wäre zu sagen: es bleibt ein seltener Glücksfall, dass ein Künstler von dieser hohen formalen Künstlerschaft, von diesem Reichtum eigener Bildgedanken den Weg zu seinem Volke gefunden hat wie kein zweiter. In seinem Werk vollzieht sich — wenn man eine beiläufig ausgesprochene Formulierung aufgreifen will — eine Vereinigung der *Volksmalerei* mit der *Kunstmalerei*; und vielleicht liegt auch hier ein Teil seiner geschichtlichen Mission.

Betrachtet man das reiche Schaffen dieses unermüdlich tätigen Menschen, so erscheint es einem als ein bunter Strauß einer hohen einzigartigen Lebensäußerung. Man findet im Umkreis weniger Jahre Werke der verschiedensten Artung, die man in heterogene Formkategorien einzuspannen gewohnt ist. Thomas Kunst- und Lebenswerk lässt eine solche Einspannung nicht zu. Die Kunst bleibt ihm ein « frohes, geistiges Spiel ». Allerdings sagt er selbst, ergänzend, an einer anderen Stelle: « Wir ahnen, dass hinter dem heiteren Kinderspiel ein tiefer Ernst steckt, und dass das, was Willkür schien, aus folgerichtiger Notwendigkeit hervorgeht, und wir empfinden diese notwendige Folge und nennen sie *Harmonie*, als die Einheitlichkeit, die aller guten Kunst eigen ist. »

W. F. STORCK



## GEDICHTBÜCHER

Während der Lektüre des kleinen Bandes von Guido Jenny<sup>1)</sup> bildet sich dem Leser die Vorstellung: Ein vom Alltag niedergehaltener Mensch sucht, wenn des Tages Anspruch schweigt, nicht nach « Zerstreuung », aber nach Klärung seiner Seele, die er sich durch reineres Blicken in die Umwelt, tieferes Verstehen und Werten des Lebens der Andern entlasten will. Er gelangt auf eine Stufe der Betrachtung, von der aus das persönliche Jetzt- und So-Sein nicht mehr Mittelpunkt ist, nur Gegenstand, neben Vielem außer ihm, des Erkennens.

Nun ist Nacht und alles still,  
Ich hab die weiten Augen offen,  
schaue, was das Leben will.  
Drob verstummt das eigne Hoffen.

Wer sich ganz hinzugeben, oder wenigstens das Andere und die Andern ehrfürchtig zu erleben vermag, wird zurückfinden in sein Ich, und dann mit Staunen sich reicher sehen als zuvor; jedes instinktsichere Leben bringt zu dieser Erfahrung. Die mystische Versenkung dagegen mag nur zu oft zur Verstärkung einer einzigen Anlage das Aufgeben aller übrigen verlangen.

<sup>1)</sup> Guido Jenny: *Gedichte*. Rascher & Cie., Zürich. 1923.

Wie vom Winde hergetragen,  
wie vom Meer ans Bord geschlagen,  
findet sich mein Ich im Leben,  
kann es doch an keinen geben.  
Warum soll ich es nicht lieben?  
Möcht' ihm seine Sehnsucht stillen  
mit dem Leid und allem Willen  
die im ganzen Meer geblieben.

Aller bloß individuellen triebhaften Sehnsucht weiß, wenn diese sich bis zur Frage erhebt, der unverstörte aus dem Gesamt-Leben genährte Grund des Einzelwesens die gesetzaufzeigende Antwort. («Denn Wissen ist Urbeziehung und nicht aus dem Nichtwissen irgendwie abzuleiten.» Driesch.)

... Das Wunder in den Fernen  
trat durch die Nacht hervor,  
Da rang sich zu den Sternen  
ein Jubellaut empor.  
Er rief in alle Weiten:  
Ich bin! und ich bin Eins  
was ich zu allen Zeiten  
erlitten, das ist meins.  
Die Welt mag ewig spenden,  
an alle sich verschwenden,  
hat jeder seins so reich,  
ist keins dem andern gleich.  
Im Werden und Vergehen  
bleibt sich die Welt nur treu:  
So kann sie fest bestehen  
und ist doch jung und neu ...

Wo Guido Jenny sich schauend der nächsten Gegenwart zukehrt, hält er sich deutend und vergleichend an Allgemeines: *So* war der Krieg und *so* seine Not. Jetzt ist Nachkriegszeit; wie ist diese? *So*: «Ja, noch immer wie früher: Bangen und Streben und Suchen! Alle die ruhlose Sucht ist noch wie früher lebendig. Eines nur hat sich verändert: der flüchtige, duftige Schein, welcher sich einst um die Menschen und über die Dächer gebreitet, alles in luftigem Zauber und seltsamem Flimmer verhüllend ...» Noch peitscht der «endlose Wille» und will über den ganzen Umfang ihrer Verarmung die Heutigen täuschen, die sich indessen aus dem hässlichen Grinsen, den Augen, die «stechen» statt zu leuchten, verrät:

„Erde verlor ihr Geheimnis, und alles ist enge geworden.“

Freilich ist das keine apokalyptische Ausbreitung des Zeitgesichtes, und kaum mehr als ein ganz flüchtiges Autogramm der Zeit, die denn doch so vielspältig und vielwurzellig genannt werden muss, dass wir sie weder nach der faszinierenden technischen Seite, noch nach den ihr umhängenden wunderlichen Hüllen säkularen Erbes uns ganz zu erschließen verständen (beides in Wechselwirkung erschafft ja erst ohne Unterbruch «die Zeit»); nur der Allerhöchste Richter hätte die Freiheit, sie zur völligen Preisgabe ihrer Gestalt zu vermögen.

Formale und sprachliche Überraschungen bieten Guido Jennys *Gedichte* nicht eben viele. Dass Entscheidendes von der deutschen Dichtung der jüngsten Dezennien ihm eingeflößt worden sei, gilt von diesem Autor nicht. Er will knapp

und verständlich sein Denk- und Gefühlserlebnis aussagen, ohne besondere musikalische oder veranschaulichende Steigerung dieser Aussage. Wenig sensibel, mehr gemüthhaft und ethisch empfindlich — damit wäre vielleicht seine Artung, wenn auch unzureichend, umschrieben. Zuweilen klingt in seiner Diktion ein Ton durch, der sich aus Claudius, aus Schiller, ja aus dem ganz verschollenen Kopisch herverirrt haben könnte. Mit dem verhältnismäßig geringen Aufwand an Kunstmitteln erreicht Jenny, was manch einem, der mit größerem Anspruch an unser rhythmisches und malerisches Nachschaffen auftritt, nicht zuteil wird, — dass man ihm glaubt. Bei Versen, die so unvermittelt wie die folgenden berühren, verweilt man gerne, und ohne zu fragen: aus was für einer Stil-Schicht sie abzuleiten wären.

«Was treibst du mich in später Abendstund,  
oh Seele mein,  
in Hast hinaus in dämmerfeuchten Grund?  
Der Fuß ist mir vom vielen Laufen wund,  
und du, du hältst nicht ein.»

«Du warst so stolz und schienst in allem klug  
und fest zu sein.  
Wenn sich der Sinn in bitterer Qual zerschlug,  
war die Verachtung selbst nicht hart genug,  
und war kein Spott zu fein.»

Zum Schluss sei ein Sonett bekannt gegeben, das, wenn auch nicht wie Sonette der italienischen, französischen, spanischen und englischen Meister, Ernst und Spiel höchster Geistigkeit in seine Schranken zwingt, doch eine klare Gliederung und durchweg konzise Struktur für sich sprechen, überdies den, dem ganzen Buche eigenen Dreiklang von Sehnsucht, Überwindung, Verzicht wohl am eindringlichsten ertönen lässt:

Die Leiber duften süß und glänzen rund ...  
das wogt und drängt die bunten Straßen hin.  
Der Duft betäubt und sucht mich fort zu ziehn,  
mit sich hinab in Tiefen ohne Grund.

Der Duft vergeht. In mancher langen Stund'  
acht ich gering, was mir verlockend schien,  
möcht' nur der falschen, kranken Luft entfliehn:  
Dann bin ich müd und meine Seele wund.

«Du wirst dem Drang und Schmeicheln widerstehn,  
und bist nicht müd. Hast du doch keine Ruh,  
und musst auf deinem Wege weitergehn,  
weißt nicht warum, musst deinem Ziele zu.  
Wirst einen Augenblick dort um dich sehn,  
von oben hoch herab — dann stirbst auch du.»

\*

Holde Banalitäten, wenig interessante Lebenszuversicht, dies ausgesprochen mit Worten und Zeichen, die schon vor und neben ihm Hunderte gebraucht haben, denen ein Gott nicht zu verstehen gab, was sie nicht leiden (« Ich weiß ein Wörtlein, das tönt so lieb wie Lerchenjubel im Maien; so wonnig aus inner-

stem Herzenstrieb, so wonnig zum Herzerfreuen ... ») — dies ist leider der Eindruck, den die Mehrzahl der Anackerschen Poesien<sup>1)</sup> hinterlässt. Es wird nichts dagegen zu sagen sein, dass einer gern die Morgenfrische durchwandere oder sein Liebchen herze, aufjauchzend: « Aller Glanz, den mir die andern spenden, alles himmelhohe Erdenglück strahlt aus meinen übervollen Händen in dein lichtbereites Herz zurück, » ein Gedicht betitelt: « Wie schön! », auf Berggipfeln Unendlichkeit in seiner Brust fühle. Niemand wird solcher Lebensfreude gram sein. Hätte Herr Anacker sich nur rechtzeitig bescheiden, und seine Verse ausschließlich den Seiten eines privaten Mägdlein-Albums anvertrauen mögen — er wäre als Dichter vollkommen.

\*

Die Sammlung *Neue Gedichte* von Fridolin Hofer<sup>2)</sup> ist an Umfang dünner ausgefallen als die meisten seiner frühern Veröffentlichungen. Die Landschaft, die der Verfasser so liebt, tritt vielleicht in diesen Versen seltener selbst hervor, als dass von ihr geweckte Gedanken und Gefühle ausgestaltet werden. Einmal wird das Wesen eines Naturzuständlichen mit einem Vergleich aus geistigen und seelischen Beziehungen verdeutlicht:

Rote Rosen, die, fromm wie Legenden,  
Nicht ahnen, wie schön sie sind,  
Und in der Sonne im glühenden Wind  
Selig die farbige Fülle verschwenden.

Dann wieder findet sich, wie früher, die für Fridolin Hofer bezeichnende, mythisierende Naturanschauung:

Winterlichen Spättags gedämpfte Lichter.  
Das ist die Zeit, wo Nebel, der Magier, dicht und dichter,  
den Kuppen der Berge gesellt,  
sein Werk schafft, seine Welt.  
Sieh, unter seinen geschäftigen Zauberhänden,  
welch seltene Wandlung sich doch will vollenden:  
Waldwipfel, Weiden und Felsgestein  
lösen ihr erdschweres Sein  
in grauen Duft, in grauen Schein ... »

Reich entfaltet er seine gütige Menschlichkeit in so mancher Strophe, treu der Gesinnung, die in dem « Der Dichter » überschriebenen Spruche sich ausdrückt: « Schauend ergründen die Wunder des Seins, Göttliches künden, Herzen entzünden und liebend verbünden — fiel wem ein besseres Los als meins? » (... « une âme profondément poétique et religieuse — n'est-ce pas tout un? » Sabatier.) Nicht zufällig folgt jenen Versen eine « Franziskanische Strophe », mit dem Schluss: « Ich brauche nur einen Stein in der Hand zu halten, so wandelt er sich zum Vogel und singt Dir, Herr, einen Psalter. » Den Geist umfassender Menschenfreundschaft vernehmen wir, noch entschiedener geäußert, in « Die Bettler »:

« ... Bettler, meine Freunde, seid mir willkommen!  
Dass mir, wer immer den Strich hierher genommen,  
keiner von euch leichtfertig die Schmach erweise  
und, der Einkehr verschmähend, vorüberreise ... »

<sup>1)</sup> Heinrich Anacker: *Auf Wanderungen, Gedichte und Lieder*. H. R. Sauerländer, Aarau. 1924.

<sup>2)</sup> Fridolin Hofer: *Neue Gedichte*. Verlagsanstalt A. Gander, Hochdorf. 1924.

Wenn alte und neue Moralisten über Unbeständigkeit und Wankelmut des menschlichen Herzens das Haupt schütteln, schmerzlich missbilligend, dass einer, der erst noch in Tränen den Verlust eines Teuersten beklagte, sich noch in der gleichen Stunde wieder den Freuden der Sinne zuwende (eine Monstrosität, über der auch Hamlet brütet: « Das Kalte vom Leichenschmaus. »), so sieht Fridolin Hofer hierin nur einen Beweis für die Sieghaftigkeit des Lebens:

«Hinter der Bahre des Freundes geht mancher trauernd und weinend,  
der sich vom Leichenmahl lächelnd, getröstet, erhebt.  
Wär' er deswegen zu tadeln? Mit nichten! Denn siehe, des Todes,  
wie gewaltig er sei, spottet das Leben doch stets.»

Auf das Kürzeste gebrachte Sinnsprüche sind in diesem Band besonders glücklich vertreten:

#### GLUHENDES SCHEIT

Sonne war dir die Amme.  
Was du von goldenen Funken  
wachsend im Walde, getrunken,  
singend versprüht es die Flamme.

Neben der heimatlichen Erde gab auch « Toskanische Sonne » dem Buch den Reife-Segen, und fast könnte man sich durch die « Südlichen Straßen » an eine Cézanne'sche Skizze erinnert fühlen. Mehr als einmal wird ein patriotisches Bekenntnis schlicht ausgesprochen: « Der Baum (der Eidgenossenschaft) will frei sich vollenden, da soll ihn ein Gottloser schänden, wenn's einer wagt. » Inbrünstigere Töne aber gelten dem Gedanken der Völkereintracht, vorausgeschaut wird die Zeit des Weltfriedens, da man sich so ganz primitiver und unschöpferischer Kampfformen wie der Krieg genannten Massenschlächtereien begeben haben wird:

«... Seele, was sinnst du, Träumerin, melde?  
Stammelt die Seele: Dereinst auf dem Felde  
finden ein rostiges Schwert sie beim Reuten.  
Erdig geht es von Hand zu Hand,  
und im halmenwogenden Land  
weiss den Fund kein Mensch mehr zu deuten!»

\*

Bewegtes weibliches Fühlen sagt sich aus in den Liedern und Gedichten von Hedwig Dick.<sup>1)</sup> Sehnsucht, Unruhe des suchenden Herzens, brennende Sehnsucht nach dem unabänderlich Vergangenen. In der Fremde der Wunsch nach den Bergen und Wäldern der Heimat. Zur Zeit der Schneeschmelze, im Berg-Vorfrühling, in der trunken machenden Föhnluft wird die Sehnsucht zum mächtigen Wanderdrang. Wenigstens vier Gedichte der Sammlung könnte man als Paraphrasen betrachten des C. F. Meyerschen Lenz-Gedichtes, das schließt mit der Strophe: « Und ob die Locke mir ergraut und bald das Herz wird stille stehn, noch muss es, wenn die Welle blaut, nach seinem Lenze wandern gehn. » Nur Resignation in dem Maße, wie sie aus Meyerscher Dichtung sich verrät, kennt die Verfasserin der *Lieder von der Aare* noch nicht. Wohl lässt der Anblick

<sup>1)</sup> Hedwig Dick: *Lieder von der Aare*. Burgverlag, Nürnberg.

des Vergehens im Naturlauf, die Empfindung von der Abnahme der menschlichen Vitalität oder des baldigen Welkens ihrer Blüte ihre Seele erschauern: «Die Sense klingt, die Sense singt. Ihr Lied, ich kann es wohl verstehn. Es trägt den alten herben Klang, den Klang vom Sterben und Vergehn.» «Doch zuckend wend' ich heut' mich ab vom taumelsüßen Glanz der Welt, da mir des Todes Fiedelstrich das Lied des Lebens übergellt.» «Wirr» erscheint das Wechselspiel des Lebens: «Und nach dir schlagen noch der Herzen viel, die diese Welt umfahn mit tausend Gluten, die stark sich wähen und dann doch verbluten ...» Der unmetaphysischen Einstellung des weiblichen Wesens wahrer Ausdruck ist das Nebeneinander von triebhafter Furcht vor dem Tode (Angst: seelische Kraft nicht erschöpfend ausgegeben zu haben), und der Bereitschaft, ohne Jenseitshoffnung in die Erde zurückzukehren. Aber, sollte nicht dieser Bereitschaft des sich nie ganz enthüllenden weiblichen Teils doch eine Art von Antäus-Zuversicht zugrunde liegen? Dem auf den Sprossen seiner «Geistigkeit» im allgemeinen höher gekletterten Mann scheint der Ab- und Rück-Stieg in den dunklen mütterlichen Schoss eher beschwerlich.

Dass in ihr die Leidenschaft noch keineswegs verebbt sei, in «dunklen Stunden» ein «blutroter Strom von heißen Wünschen aus verharschten Wunden springe», gesteht die Verfasserin selbst, wie sie denn auch keinen Hehl macht, welches seelische Vermögen gebieterisch nach Auswirkung verlange. Es ist das elementare der Liebe, nicht der Mutter-, Eltern- oder allgemeinen Menschenliebe, sondern der Liebe zu einem bestimmten, vergötterten und begehrten Du, dem sie sich bis über das Grab hinaus verfallen fühlt: «In deinem Sommergarten möcht' ich stehen, ein junger, glutbedeckter Rosenstrauch, auf dass du trinken müsstest, gierig trinken, von meines roten Mundes heißem Hauch.» In *Weißer Nächte* erhält dieser Wunsch fast dämonische Gestaltung:

«... Da kommst auch du, auch du zu mir nun wieder  
Aus ferner, wirr umrankter Grabesgruft.  
Kaum übertäubt ein Rausch von weißem Flieder  
Den trocknen, seltsam kühlen Moderduft.

Doch deine alten Augen glühn und leuchten  
Und blicken zaubervoll, wie einst, mich an,  
Und deinen Mund, den roten, lebensfeuchten,  
Reichst du mir schweigend, wie du sonst getan

Nichts kann ich hehlen. Alles willst du wissen,  
Des Herzens Unruh, Glück und leeren Tand.  
Verstohlen tropfen Tränen mir aufs Kissen,  
Du streifst sie weg mit lilienblasser Hand.

Es tagt. Da fühl ich schmerzlich dich erbeben.  
Ich scheide, hauchst du, es zerfließt mein Sein.  
Du aber tauch' ins purpurrote Leben,  
In weißen Nächten bist du dennoch mein!»

Einer so erregbaren Seele ist beschieden «den Kelch der Bitterkeiten bis zum Grund zu leeren»; sie muss die schwere Wanderung einmal antreten, «mit nackten, wunden Füßen durch den scharfen Wüstensand», bis zum

Brunnen des Leides, auf dessen Mauer geschrieben steht: «Erkenn, o Erdenwanderer, erkenn in dieser Stund, hier quillt der Born des Leides aus nächtlich grünem Grund. Und bäumt sich auch die Seele verzweifelt vor dem Schmerz, lass doch die Wasser steigen bis hoch dir übers Herz.» Nur so wird Psyche — die bei C. F. Meyer von Amor gepeitschte — gereinigt.

Von dem, was weibliche Dichtung sonst leicht ungeniessbar macht, dem Unplastischen, Uneigentlichen, Beliebigen der Bilder, und dem In-Vordergrund-Stellen der dichtenden Person sich frei zu halten, ist Hedwig Dick fast überall gelungen. Es erkennt der Uneingeweihte in dem folgenden Meerlied kaum ein «Frauengedicht»:

Rast der Mistral über das weite Meer,  
Tausend Teufel hinter ihm her,  
Tausend Teufel mit offenem Höllenrachen,  
Tausend Teufel mit hartem, höhnischem Lachen.  
Wo er tritt, da kreischt die Welle empor,  
Wo er fährt, da trifft Verwünschung sein Ohr,  
Wo er streift, da branden wie Schwefel die Fluten,  
Die, am zackigen Riff zerschellend, verbluten.  
Neunzig Barken wimpelten früh vom Strand,  
Eine einzige fand den Weg zum Land.  
..... Betet!

Eine hübsche Beigabe erhielt das Buch durch die von der Verfasserin selbst gezeichneten Vignetten.

\*

Wenn Ulrich Wilhelm Züricher<sup>1)</sup> ein zur Lebenszuversicht aufrufendes Gedicht *Hellenentum* betitelt, und wir als dessen Essenz herausbekommen nicht Goethes: «Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten», sondern wesentlich die Hoffnung, die sich am Anblick der Größe stärkt: «... irgendein beseligt Hoffen, dass noch immer Wege offen, dass noch immer Lieder tönen, die zum Großen, die zum Schönen alle Zagen froh begeistern, alle Trübsal stolz bemeistern», «dass auch uns, wie den Hellenen, hilft ein übermächtig Sehnen, finden eine Siegesbahn...», darf man wohl fragen: ob wirklich Hoffnung eine so besonders «griechische» Tugend sei? Wir haben in neuerer Zeit so viel von Verzweiflung und trübem Fatalismus der Hellenen reden hören, neigen auch kaum mehr dazu, den agonalen Griechen ein Übermaß von Humanität zuzusprechen. Im Zeichen der Humanität steht Zürichers Buch allerdings; das rückt es in den geistigen Kreis von Schillers *Briefen über die Ästhetische Erziehung des Menschen* (und deren Irrtümern!), des Fichteschen Idealismus, der Heldenverehrung Carlyles und Emersons. Seine Auffassung vom «Hellenentum» ist somit vorwiegend ethisch betont, hat nichts gemein mit der sensualistischen Färbung (Chénier), der dämonischen (Hölderlin), der ästhetisch-hedonistischen (Keats, Walter Pater), welche der gleiche Lebenskomplex in der Konzeption so verschiedener Vermittler erhalten hat.

Beiläufig eine zweite Frage: ob nicht unserm Schrifttum heilsam werden könnte die Aufnahme eines Elements, das ein französischer Historiker als

<sup>1)</sup> U. W. Züricher: *Wegspuren*. Verlag Ernst Bircher A.-G., Bern-Leipzig.

« optimisme sensuel » bezeichnet, den er in dem zarten Paganismus Renoirs aufleuchten sieht? Es soll unsere jüngste Dichtung den Weg aus der Vereinzlung in die Welt gefunden, eine allmenschheitlich verbrüdernde, enthusiastische Wendung gewonnen haben. Unschwer lassen sich unter theosophischem, psychologisierend flimmerndem oder gar « kosmischem » Überwurf aber noch die Umrisse erkennen jener Starmächte auf Utilitätsfaktoren abstellender pädagogischer Tendenz, deren nur wenige Vertreter schweizerischer Dichtung sich völlig begeben haben. Leicht könnten die paar neuen Einsichten in das Wesen von Psyche und Sozietät wieder zu dogmatisierender Belehrung verführen; dem vorzubeugen geeignet wäre vielleicht das oben genannte Element.

L'optimisme sensuel, der hier gemeint ist, unterscheidet sich von der « Schweizerischen Wirklichkeitsfreude »; er ist eine Einstellung, die sich damit begnügt, aus der flüchtigen Oberfläche der Erscheinungen herauszuholen ein Maximum an sinnlicher Qualität. Wohl kann Dichtung nie ganz bestehen ohne intellektuelle Brücken und Scharniere, nie vollkommen Bild, nie, wenn man will: so ganz animalisch sein wie Malerei; aber reine Sinnengläubigkeit, Sinnenfreude übertragen kann sie, sobald sie auf die Absicht, anderes zu wollen, verzichtet. Damit sei hingewiesen auf eine Lücke in unserer Dichtung und eine Möglichkeit angezeigt, deren Erfüllung aber nicht zur Forderung des Tages erhoben wird.

Aus Zürichers Gedichten verkündet sich wohl Lebensfreude und Tatenmut — Sinnenfreude werden wir bei ihm nicht suchen, weil sein Erleben in der Hauptsache ein ethisches ist, neben dem ja « Naturgefühl » nicht zu fehlen braucht. Es fehlt denn auch nicht in diesem Buche, spricht sich indessen nur allgemein aus, sagt mehr, was im Innern des Verfassers zur Macht gelangt, als was seinen Sinnen widerfährt. Kaum versuchte er den Charakter einer Landschaft zu bezeichnen: « Ein bleicher Morgen träumt heran, die Berge dämmern Grau in Grau, nur Rabenschrei auf weitem Plan, sonst alles endlos müd und flau », da legt er zum Vergleich mit ihr seine Seele offen: « Mir däucht, es kenn' die weite Flur gleich uns auch Gram und Sorgenmacht und fühle manchmal auch Natur des Weltendunkels Übermacht », damit hat sich das Interesse bereits von der äußeren Erscheinung abgewandt, und ist ein psychologisches geworden, bleibt auch fortan ein solches, wenngleich die « Natur » später nochmals dankbar genannt wird: « Wie ist mein Herz mit seinem Schlag so ganz in dich, Natur, getaucht! Bald klopft es matt und lebenszag und bald von Sonnenkraft umhaucht. »

Dem nahen Menschen und seinem psychischen Gehalt gilt der Zyklus « Liebe », dem « großen Ringen von Finsternis und Licht », dem unverlierbaren Gewinn den Macht des Geistes über die Schwere davontrug mancher männliche Vers und Spruch. Stunden der Einkehr machen lauschen in den nächtlichen Raum:

Hört die Stimmen stiller Nächte,  
Wenn durch ungeheure Sphären  
Welteneingeborne Mächte  
Endlos Licht um Licht gebären.

In den Nächten sieht man weiter.  
In den Nächten erst wirds helle,  
Fernen werden uns erst heiter,  
Wenn verhüllt des Tages Schwelle.

Schönheitsvolle Riesenreigen  
Rätselhafter Lebewelten  
Schimmern, wenn die Stimmen schweigen,  
Die des Tags so gellend gelten ...

Welches die Wertträger und Wertwesenheiten sind, denen der Verfasser Dank und Verehrung schuldet, sagt der Jüngling, der die « Traumgestalten », die Genien der Vorzeit, um Hilfe ruft. Tröstende und mahnende Antwort geben: Giordano Bruno, Platon, Montaigne, Shakespeare, Leonardo, Goethe, Epikur, Christus, Schiller, Sophokles, Nietzsche, Michelangelo. Von Zeitgenossen oder unlängst Verstorbenen erhalten Denkgedichte: J. V. Widmann, Spitteler, Gott-helf, Hans Thoma, Segantini, Anselm Feuerbach, Albert Welti, Gustav von Bunge. Dem Lehrer, der wohl als erster die Begeisterung des Knaben erweckte, die den Mann im Leben nicht mehr verlassen sollte, Hermann Löhnert, wird kein minderer Nachruf als all den großen Namen zuteil.

Die Not der Nächsten, der gegenwärtig Ärmsten, hat der Verfasser nicht übersehen; er hat sie mitgelitten, die Qual des Fabrikarbeiters, die entheiligte Jugend seiner Kinder. Auch diese Verhältnisse dürfen nicht entmutigen, sollen spornen zu dem Entschluss: « allem schweren Winterwalten neues Leben ab-zuringen, und ins Reich der Not und Schande Sommerherrlichkeit zu bringen. » Wenn ein Edler wie Ferrer fällt, « wo er stand . . . , stehn zwanzig in der Lücke, und alle baun' mit fester Hand ins Zukunftsland die Brücke ».

Schon wiederholt ist festgestellt worden: die Heutigen — die jetzige Generation — entäußerten sich des bloßen Schilderns und Erzählens, zeigten mehr als die ihnen Letzt-Vorangegangenen ein lyrisches Gehaben. Gewiss ist: man wagt heute subjektiv zu sein, gleich wie man den Vorstoß ins Gemeinsam-Menschliche und bewusst den über die Landesgrenzen hinaus ins Europäische und selbst Asiatische gewagt hat. Mit dem Begriff des « Lyrischen » deckt der Bürger im allgemeinen die Vorstellung der Dünnstimmigkeit; das kann uns nur verraten, dass der Bürger ein Verdränger ist. Was er als « lyrisch » belächelt, ist uns augenblicklich das « Ursprüngliche », das « Nichtangepasste », das unsrer subjektiven Struktur und ihrer Erlebnisart Entsprechende, das Heilend-Jugendliche.

« Es hinderte aber eine Scham » den Schweizer bislang, davon viel zu ver-lauten. Zu sehr glaubte er sich der Kollektivität, den von außen ihm entgegen-tretenden Majoritäten, verpflichtet. Nicht weniger als der militarisierte Preuße war er, der Demokrat, stolz auf seinen Willen zur Verdrängung. Wohl schafft erst ein bestimmtes Maß von Verdrängung indirekt Kultur und Zivilisation; davon ein Übermaß legt sich aufs Herz des Organismus und behindert den Atem. Schweizerische Kultur war und ist noch in hervorragendem Maß eine solche nicht der Strömungen, aber der Stauung. Unsere großen und unsere kleinen « naiven » Erzähler waren im Verdrängen vielleicht alle gleich groß.

Es könnte eines Tages gleichgültig geworden sein, was und wie sie erzählt haben, man würde dann nur noch darauf sehen: was ihre Bücher meinten. Schon dem als Epiker so hoch gestellten Spitteler trat beständig aus seinem Werk dessen Sinn hervor. Die Lockerung nahm ihren Fortgang, bis zum *Aufbruch des Herzens* nicht nur des *einen* Dichters.

Nicht leichtfertig sollte mit den Ausdrücken der Psychoanalyse auf anderem Gebiet als dem des Seelischen geschaltet werden. Da wir aber glauben, nur noch ein *Teil* der künstlerischen *Mittel* lasse sich mehr ästhetischer Formulierung unterstellen, wohingegen das Dichterische immer weitere Seelen-Kreise zu umfassen strebe, wird man zur Verdeutlichung gelegentlich doch jene Ausdrücke wählen, wäre es auch nur um zu erinnern, wie vieles die junge Generation dem Schöpfer der *Psychologischen Typen* bereits danke, denn was das Junge Frankreich von gestern bei Bergson gefunden, das findet, annähernd, die Junge Schweiz von heute bei C. G. Jung: den Mut, zu leben, auch wenn es schmerzt, sich leben zu fühlen und leben zu lassen. Die hohe praktische Bedeutung des Jungschen Werkes hebt sein Bewunderer Keyserling in den folgenden Sätzen heraus: «... es wird unter allen Umständen lehren, sich selbst besser und tiefer zu verstehen, zumal *generöser* zu werden gegen sich selbst. Die Hauptschwierigkeit für jeden christlich Erzogenen (auch wo er persönlich ungläubig ist) liegt ja in dem, dass er über sich urteilt, bevor er sich verstanden hat, und dadurch Hindernisse schafft auf seinem eigenen Weg. Wer weiter kommen will, muss sich zunächst einmal anerkennen, so wie er ist. Dadurch, dass er sich missbilligt, kommt er keinesfalls vorwärts.» «Den jeweiligen Weg zu finden, kann nichts ihn nachhaltiger hindern, als das Festhalten an irgendeinem starren ‚Sollens‘begriff, der automatisch Minderwertigkeitsgefühle schafft, und wenigens ihn entschiedener fördern, als ein eindringliches Studium von Jungs psychologischer Typenlehre.»

Allein schon Jungs Ehrenrettung des von der bis zur Fahrigkeit extravertierten Epoche in die letzte Defensive gedrängten introvertierten Typus ist eine Tat von nicht abzugrenzender Bedeutung: «Von einem höhern Standpunkt aus gesehen, sind solche Menschen lebendige Zeugen für die Tatsache, dass die reiche und vielbewegte Welt und ihr überquellendes und berausches Lebens nicht nur außen, sondern auch innen ist.» «Menschen von solcher Einstellung sind Kulturförderer und Erzieher in ihrer Art. Ihr Leben lehrt mehr als was sie sagen. Wir verstehen aus ihrem Leben und nicht zum mindesten gerade aus ihrem größten Fehler, ihrem Nichtmitteilkönnen, einen der großen Irrtümer unserer Kultur, nämlich den Aberglauben an das Sagen und Darstellen ...» (P. T. 578.)

Aus den meisten neuern Gedichtbüchern, vom *Aufbruch des Herzens* bis zum *Großen Rhythmus* wird man erkennen, dass deren Verfasser — wenn man von ihrem Werk auf sie selbst zurückschließen darf — in voller Extraversion begriffen sind. In dem Verdrängungsdruck, unter dem sie inmitten der allgemeinen schweizerischen Gegebenheiten wohl schon vorher standen, trat noch der Druck der Zeitereignisse hinzu, — so brachen die Dämme. Dass sie sich leben fühlen aus dem quellenden Grunde des Selbst — dies zunächst dürfte das Be-

freiende sein, keineswegs die Objekte und Ziele (Menschheit, Gott, Brüderlichkeit, Weltdemokratie), welche sie vorschützen. Dass dieser vollere Puls, dieser Atem, dieses Ungestüm, dieser einheitliche Rhythmus als Gefühlsempfindung für sie möglich geworden ist, das brachte die Erlösung.

Mögen in der Springflut Bilder und Stücke von Anekdotischem hochkommen, aus der Erbmasse der epischen Dekaden herkommend, sie sind eben recht, dass sich die Kraft daran erprobe; um ihrer selbst willen werden sie kaum beachtet. Die Mitstrebenden aber dürften von unsern Autoren bewertet sein nach dem Grad, in dem sie jetzt Gleiches erleben.

Gegenüberstellung von Versen mag erläutern. Die zuerst angeführten sind Strophen von George, das ihnen folgende Gedicht hat zum Verfasser Eugen Hasler; beider Gedichte sind benannt *Der Kampf*, beide sollen wohl denselben kosmogonischen Mythos ausdrücken:

Trunken von Sonne und Blut  
Stürm' ich aus felsigem Haus.  
Laur' ich in duftender Flur  
Auf den schönlockigen Gott,  
Der mit dem tanzenden Schritt,  
Der mit dem singenden Mund  
In meiner Gruft mich verhöhnt.

Heute kenn' er die Wut,  
Die sich aus Tiefen gebiert!  
Meine umklammernde Faust  
Würgt seinen rosigen Leib.  
Sieh, wie er schreitet. Ein Kind!  
Weg mit der Keule — ein Griff  
Senkt den Gehassten zu Grund.

Wahre dich! ... Weh mir, wie trifft  
Aus seinen Augen mich Licht!  
Drunten im Höhlengefecht  
Dunkel rauchender Glut  
War ich Sieger der Schar ...  
Halte, Feiger, den Blitz.  
Zeig' mit dem Arm deinen Mut! ...

Nun Hasler:

Da hob der Riese die behaarte Faust  
Und rief: «Du Geist, ich haue dich in Fetzen!  
Doch aus dem Schemen, blässlich und zerzaust,  
Wuchs es empor zu Grauen und Entsetzen,  
Und wuchs zum wankenden Gespenst vor ihm,  
Den Himmel und die Bahn der Sterne füllend.  
Er stund gelähmt, erstarrt im Ungestüm;  
Dann mit dem Arme sich den Blick verhüllend,  
Ging Wut zum Angriff, packte blindlings zu;  
Doch schon am Halse fühlt er sich umschlungen:  
«Ich würge dich, urroher Wildling du!»  
Und nie noch ward ein bitterer Kampf gerungen ...

usw.

In den Georgeschen Versen entscheidet die Dynamis; ein Minimum von epischer Ausführlichkeit, nur der Umriss der Plastik des Geschehens wird ge-

zeigt. Der Rhythmus des lichten Gottes, entgegen dem alberich-artigen Finster-Wesen, aus dem innern Wissen um die Kräfte-Drängung und -Lösung wurden diese Takte entsandt (« ... dans la réalité spirituelle une énergie, dans notre énergie spirituelle la réalité ... » Thibaudet.).

Da wo wir heute in der Entwicklung stehen, genügt es, um « ursprünglich » zu sein, nicht, wie Eugen Hasler schlecht und recht die Rauferei zweier Kerle zu beschreiben (dass solches genüge, war der Wunsch der Scholle-Gläubigen). Nach innen geht der Weg; was nicht dem Bad der Wesenstiefen entsteigt, kann, trotz Bilderfülle und dramatischer Anschaulichkeit, nicht Symbol sein eines kosmischen Verlaufes.

Eugen Hasler begann mit der Veröffentlichung von landschaftlichen (*Hochland* 1920) und von Gedichten einer Liebe (*Lias Jahr* 1922); seinen letzten Band (*Quadriga*<sup>1)</sup>) bezeichnet er als « erzählende Gedichte ». Der Verfasser wendet sich damit nicht zum höhern Lyrischen, sondern zum breitem Epischen. Im Sinn der Verserzählungen etwa Hebbels, der Droste, C. F. Meyers sind sie das nur unbedingt; in manchen Stücken herrscht der balladenhafte Ton, manches Anekdotische ließe sich als Novelle besser wirkend denken, und mancher barocke Einfall zum witzigen Zeitungsfeuilleton geformt. Mit mythisch-kosmischen Dichtungen wechseln märchenhafte, legendenhaft-moralisierende, humoristische Tierfabeln. Der Inhalt des 180 Seiten starken Bandes ist gruppiert in vier Teile: *Weltmächte, Gecken und Geister, Blut und Bild, Märchensee*.

Mit an Scheerbart gemahnender Launigkeit werden (*Weltmächte*) die « Männer im Mars » geschildert, die gleich Türmen in den Weltraum ragen, « mit breitem Wurzelgeflecht Kräfte saugend im Schlamm der Kanäle », aber « die Kühle des Äthers trinkend mit frohsinnbegabten Häuptionern ». « Tausend Jahre währten Jugend und Wachstum, viermal tausend Erstaunen und Kräftigung », « seitdem grüßen sie über dunstiger Hülle einander neidlos und ohne andern Ehrgeiz, als zu erfahren die Tiefe der Welt ... ». Die Teufelsphantasie von der « Weltangel » ist zu umfangreich, als dass man hier sie kurz umschreiben könnte. Nachhaltiger beeindruckt *Da weinte Gott*, die Fabel von der heuchlerisch schleichenden, die Gewissen vergiftenden Erbsünde, die schuld ist, dass die Menschen in Bußkrämpfen darniederliegen. Gott fährt aus brausendem Sturm und verflucht die « Horde der Toren, die ein Dasein bereuen und büßen, wohin meine Lust sie geboren », darauf kehrt sich sein Zorn vernichtend gegen die Erbsünde; und dann weint Gott.

Menschliche Liebe und Leidenschaft erhalten Formung in *Blut und Bild*. Bedeutend ist hier die Fülle der Motive und höchst vielfältig das Requisite: östliche Wüstenlandschaft, ägyptische Umwelt, russische Steppe, Pontisches und selbst Südsee-Gestade; gleich bunt der Wechsel der Gestalten: Sechet, die Hässliche, von Bubastis, die Verrat begeht an der Göttin, die ihr im Traum gewährt hatte, was nie sie im Leben erwarten durfte. Der rote Korsar, der das Meerschloss stürmt und die ihn erharrende Schlossfrau, die Blut von seinem Blut in ihren Adern fühlt, hinwegträgt, Napoleon auf der Flucht durch den russischen Winter, der dunkeläugige Singhalesenknabe, den nicht Liebe noch

<sup>1)</sup> Eugen Hasler: *Quadriga*. E. Pierson, Dresden. 1923.

Schätze mehr locken, wenn morgendlich das mütterliche Meer ihn grüßt. Hier, im Romanzen- und Balladenhaften, dürfte man Haslers Stärke erkennen. Wo er am geschlossensten baut, da nähert er sich deutscher Klassik, genauer: der Schillerschen Romanze. Dem *Eleusischen Fest* hat sein *Osirifest* voraus, dass es bis zur letzten Zeile anschaulich, sinnlich, stets im Bilde bleibt, während Schiller schon in der zweiten Strophe ins Moralisieren verfiel.

Wachsend wälzt der Nil die Wogen,  
Tausend Fackeln sprühn hinein.  
Gelb und rot steigt Sims und Bogen  
Nachtwärts durch den Feuerschein.  
Vor den mächtigen Pylonen,  
Unterm vollen Sternkreis  
Singt das Volk der Pharaonen  
Isi und Osiri Preis ...

Hasler beschränkt sich nicht auf exotische und historische Gestalten, oder auf romantische wie Bajazzo und Pierrot, er wird auch dem jüngsten Helden dieser Tage gerecht, dem Flieger:

Wie groß er die Kreise im Ewigen weitet,  
Die Flügel gebreitet,  
Im Grundlosen segelt der schwebende Plan,  
Kein Ufer, so weit und so selig er gleitet,  
Aus Fernen fliegt leuchtende Ferne heran;  
Aus lichtigem Gelände,  
Umarmt und umfassen,  
Nur ruhend, nur schauend,  
Ihm sinken die Hände  
Von Steuer und Stangen.  
Dem trauten Verlangen,  
Den Wellen vertrauend  
Stillflutenden Blau's,  
Er trinkt seines Daseins Fülle voraus ...

Wir blättern einige Seiten um und betreten wieder zeitloses, schweigendes Märchenland.

Einwände, die man gegen Eugen Hasler zu machen hätte, betreffen nicht seine Erfindung, sie müssten die sprachliche Modellierung und rhythmische Durcharbeitung bezeichnen und überflüssige Längen rügen.

SIEGFRIED LANG



## SCHWEIZER BÜCHER

Der Rotapfel-Verlag hat vor einigen Monaten *Das Leben der Schwestern zu Töß*, beschrieben von *Elsbeth Stigel* in neuhochdeutscher Sprache herausgegeben. Es ist gut so, wissen doch immer noch allzuwenige, dass im dreizehnten Jahrhundert in der Schweiz auch Taten der Seele geschahen. Dazu gehört das Buch der *Elsbeth Stigel*, dieser ersten schweizerischen Biographin. Nicht aus Wort-eitelkeit hat sie es unternommen, das Leben ihrer Klostergenossinnen darzustellen. Lässt doch Bruder Meier sie zu Heinrich Seuse, dem süddeutschen Mystiker, sprechen: «Lieber Vater, wisset, dass meine Begierde nicht